

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1838

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **119 (1840)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-372427>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1838.

Von der Witterung und Fruchtbarkeit.

Der Herbst 1838 war fruchtbar und lieblich; dennoch aber mochte der Wein nicht mehr ganz seine gehörige Reife erlangen. Der Wein ist beinahe demjenigen von 1836 gleich zu setzen und die Weinlese fiel in Hinsicht auf Quantität sehr günstig aus. Das Obst hatte hohen Preis, Zwetschgen und Pflaumen ausgenommen, welche vorzüglich gut geriethen. Die Gartenfrüchte und Kartoffeln hatten ein gutes Jahr, weniger das Getreide. Die Bienen hatten in unserer Gegend ein schlechtes Jahr. Der Winter stellte sich nicht spät ein war aber durchgehends sehr gelinde; jedoch von langer Dauer. — Mit dem 13. Mai trat der Frühling, durch überaus schnelles Wachsthum sich auszeichnend, ein. Mitte Mai stellten sich nochmals kalte Tage, in höher gelegenen Gegenden mit Schnee, ein. Hierauf folgte ein Sommer, durch seine große Hitze (seit Mannsdenken nie so groß) wie durch seine große Fruchtbarkeit merkwürdig. An Futter ist viel geerntet worden. Für Getreide, Heu, Obst und Wein darf man die beste Hoffnung hegen.

Ueber Krieg und Frieden oder über die politischen Verhältnisse.

Während das Innere von Europa noch immer sich des tiefsten Friedens erfreut, wüthet an seinen Enden der Bürgerkrieg mehr oder weniger heftig. In Spanien Friede, seit der Flucht des Don Carlos nach Frankreich. In England Aufstände der bedrängten Arbeiter und in Süd-Rußland der hartnäckige Vertheidigungskrieg der Tscherkessen, die in jüngster Zeit mit schwindendem Glück gegen die russische Uebermacht gekämpft haben. Durch den Tod des türkischen Kaisers Mahmud, gerade beim Beginne des Krieges mit dem Vizekönig von Egypten, ist das türkische Reich in eine kritische Lage versetzt worden. Eine gegen die Egyptianer verlorne Schlacht und Verrätherei haben dem jungen Sultan Abdul Medschid eine schlimme Aussicht bei seinem Regierungsantritte eröffnet. Der Vizekönig von Egypten scheint indessen von seinem Waffenglück einen mäßigen Gebrauch machen zu wollen; um so eher, da er den Willen sämmtlicher europäischer Großmächte für die fernere Fortbestehung des ottomannischen Reiches kennt.

Merkwürdige Naturbegebenheiten.

Ueberschwemmungen.

Nachrichten aus Deutschland melden: daß in Hamburg am 9. Januar in der Stadt ein unbeschreibliches Wogen und Treiben war. Das Wasser durch den fürchterlichen Wind zu einer unglaublichen Höhe angewachsen, hatte in der verwichenen Nacht aller Orten den größten Schaden angerichtet. Nicht nur war die Stadt selbst überschwemmt, das Wasser im Verein mit den angehäuften Eismassen hat auch im Hafen mit entsetzlichem Ungestüm gewüthet: die größten Schiffe wurden aufs Land getrieben und haben durch ihr Gewicht ganze Häuser mit sich fort gerissen, die Masten sind abgebrochen, wie leichte Stangen, ebenso die Pfähle welche zum Schutz des Hafens dienen. Die neue große Hafensmauer, die von hier bis Altona errichtet wird, ist durch die andrängenden und überströmenden Fluthen, wie auch durch die Stöße der Eisblöcke vernichtet. Dieser Schaden soll sich allein auf 50,000 Mark belaufen; der ganze Schaden ist bis jetzt noch gar nicht zu berechnen, man taxirt ihn aber auf 200 — 300,000 Mark. In vielen Straßen der Altstadt konnte die Kommunikation nur durch Rähne unterhalten werden.

Weißenfels an der Saale, 21. Juli. Unsere Stadt ist von einem fürchterlichen Unglück betroffen worden, und es ist keine Uebertreibung zu nennen, daß Weißenfels beinahe seinen Untergang gefunden. Bereits vorgestern Abends fiel hier gegen 7 Uhr ein Wolkenbruch und zerstörte einen Theil der Stadt nach

der Naumburger Straße zu; gestern Abends 9 Uhr wiederholte sich diese Schreckensszene auf eine grausenhafte Weise. Ganz Weißenfels war in ein fluthendes Meer versetzt. Durch die Fenster, welche gegen den Wind lagen, drang das Wasser so, als ob sie offen standen; die Keller füllten sich bald von den Regenströmen. In den meisten Straßen ist keine Spur von Pflaster, und wenn man hört, daß Häuser, Bäume, Mauern, Brücken umgerissen sind, daß Menschen in Gefahr gewesen, im Wasser den Tod zu finden, daß häuserhohe Löcher in der Erde entstanden sind, so ist es nur eine ganz schwache Schilderung von dem Elend, was unsere Stadt betroffen. Mannshoch steht noch jetzt um 9 Uhr früh das Wasser in den Häusern und Gärten, welche letztere alle in Teiche verwandelt sind.

Sturm.

Mannheim, 31. Juli. Der Sturm in der Nacht vom 19. bis 20. Juli hat in den Waldungen der Umgegend von Eberbach im Odenwald eine fürchterliche Niederlage angerichtet, woselbst mitten in einem schön geschlossenen Buchenwaldbestand in einem Alter von 70 — 120 Jahren sämtliche Bäume auf eine Fläche von fünf Morgen, worunter viele Eichen- und Buchstämme von 200 bis 250jährigem Alter, noch ganz gesund und von außerordentlicher Stärke, sich befanden, theils entwurzelt und anderntheils so abgesplittert sind, daß Eichen und Buchen von 1 bis 3 Fuß Durchmesser in einer Höhe von 10, 20 und 25 Fuß

abgesprengt und die obere Stammtheile weit fortgeschleudert wurden. Die entwurzelten Stämme sind mit dem ganzen Wurzelgeflecht und großen Erdballen, in welchen Felsstücke von 30—40 Zentnern verwachsen sind, aus der Erde gehoben und oft mehrere Schritte weit von ihrem Standort weggeworfen worden.

Den 21, 22. und 23. Jänner tobte auf dem Simplon, Kant. Wallis, ein Sturm mit beispielloser Wuth. Am fürchterlichsten wurde das arme Dorf Simplon heimgesucht. Die mit starken Nägeln auf die Dächer befestigten Ziegel wurden losgerissen und in eine Entfernung von 7 bis 8 Minuten geschleudert; die Bäume wurden entwurzelt und weithin gezogen; der Wind, der sich mit furchtbarem Heulen in den Fenstern des Kirchthurmes fing, brachte alle Glocken in Bewegung und läutete selbst Sturm. Beim ersten Glockenanschlag kamen alle Einwohner aus ihren Häusern, mit Eimern und anderm Löschgeräth, um der Feuersbrunst, welche glücklicherweise nicht existirte, Einhalt zu thun. Niemand wagte sich zur Beseitigung des Sturmkläutens in den Thurm, aus Furcht unter seinen Trümmern begraben zu werden. Endlich, nach 7 angstvollen Stunden, legte sich der Sturm und jeder erholte sich nach und nach von seinem Schrecken.

Einiges über Wetteranzeigen.

Alle Wetterregeln lassen sich füglich in zwei Classen bringen. In die erste zähle ich jene, die sich nicht bloß durch vielfache Beobachtungen allgemein bewährt haben und deren Richtigkeit auch aus den anerkannten Naturgesetzen begreiflich ist, in die zweite jene, für welche wohl vielfache Erfahrungen sprechen,

die man aber nicht zu erklären vermag, wiewohl sie mit der Theorie nicht im Widerspruche stehen. Solche, die anerkannten Gesetzen oder sich selbst widersprechen, sollen billig der verdienten Vergessenheit überliefert werden.

Die sichersten Wetterregeln ergeben sich 1) aus den Luftbewegungen, d. h. aus den Winden und den Bewegungen des Barometers; 2) aus der Durchsichtigkeit der Luft und der Farbe des Firmaments; 3) aus dem Aussehen der Sonne, des Mondes und der Sterne; 4) aus den Wolken; 5) aus der Feuchtigkeit der unteren Atmosphäre; 6) aus der vorhergehenden Witterung; 7) aus dem Mondesstande; 8) aus dem Benehmen mancher Thiere und Pflanzen.

Es ist durch tägliche Erfahrung klar, daß die Winde auf die Wärme und Feuchtigkeit der Luft einen sehr großen Einfluß nehmen müssen, weil sie uns die Luft entfernter Gegenden mit ihrer Temperatur und ihrem Wassergehalte zuführen. Verbindet man damit noch die leicht erklärbare Thatsache, daß warme Winde stets von Oben, kalte aber von Unten einbrechen, und die seit langem bekannte, wenn auch schwerer erklärbare Wahrheit, daß Winde häufiger von Ost durch Süd und West nach Nord übergehen als umgekehrt und überhaupt, wenn sie in letzterer Richtung wechseln, nicht leicht oder nur auf kurze Zeit zurückspringen; so wird man sich den Zusammenhang zwischen den Winden und den Wärme- und Wassermeteorphen leicht erklären können. Der Südwind bringt die wärmste und zugleich feuchteste Luft, der Nordwind die kälteste, und da ersterer leichter eine westliche und nördliche, letzterer leichter eine östliche und südliche

Richtung annimmt als umgekehrt; so ist klar daß westliche Winde (in der weitesten Bedeutung), besonders südwestliche mehr Niederschläge bringen müssen als östliche, besonders nordöstliche. Auf östliche Winde folgt in der Regel eine Temperaturerhöhung, auf westliche eine Temperaturverminderung. Bei östlichen Winden tritt die Bewölkung des Himmels und oft sogar der Regen scheinbar früher ein, als der Windwechsel, weil der Ostwind vom oberen, nicht sogleich bemerkbaren Südwinde verdrängt wird, bei westlichen Winden hingegen erfolgt das Wechseln des Windes und die Wolkenbildung beinahe gleichzeitig.

Das Barometer wird mit recht als einer der zuverlässigsten Wetterpropheten angesehen, denn man kann fast immer mit Sicherheit von starken Veränderungen im Barometerstande auf Aenderungen im Character der Witterung schließen. Gewöhnlich geht man aber noch weiter und betrachtet das Fallen des Barometers als Vorzeichen einer schlechten, das Steigen desselben als Vorzeichen einer günstigen Witterung. Ungewöhnlich starkes und schnelles Fallen des Barometers muß mit starken Störungen des Gleichgewichtes verbunden sein, und wird darum mit Recht als Zeichen eines bevorstehenden oder schon in mehr oder weniger weit entfernten Orten herrschenden Sturmes angesehen. Darum pflegen Seeleute das Barometer fleißig zu beobachten, um aus dessen Stande abnehmen zu können, ob es nicht Zeit sei, sich auf einen bevorstehenden Sturm vorzubereiten. Da feuchte und warme Luft wegen ihrer größeren specifischen Ausdehnungskraft nothwendig einen geringern Druck ausübt so muß wohl auch in der

Regel ein Sinken des Barometers schlechtes, ein Steigen gutes Wetter erwarten lassen, jedoch wird diese Erwartung nicht selten getäuscht, weil feuchte und warme Luft nicht immer so weit gebracht wird, daß ihre Dünste sich niederschlagen müssen.

S o b e s A l t e r .

In dem Tetschassen Kreise in Rußland starb neulich ein Mann im 137. Lebensjahre. 19 Jahre alt, hatte er geheirathet und sich eines ordentlichen Kindersegens zu erfreuen gehabt.

Am 16. Dez. 1838 beerdigte man zu Lachaurdefonds (K. Neuenburg) einen Jakob Friedrich Bötterlin, der das Alter von hundert Jahren und neun Tagen erreicht hatte.

Geburts-, Todten- und Ehen-Liste des Kant. Appenzell V. R. von 1838.

	Geboren.	Gestorben.	Ehen.
Trogen	86	65	19
Herisau	293	321	65
Hundweil	45	42	15
Urnäsch	72	90	34
Grub	54	21	4
Teufen	140	137	24
Gais	66	62	24
Speicher	102	95	20
Walzenhausen	61	49	14
Schwellbrunn	83	86	35
Heiden	86	55	17
Wolfthalben	62	42	9
Rebetobel	64	58	14
Wald	61	51	12
Müthi	26	28	3
Waldstatt	45	23	11
Schönnegrund	25	19	4
Bühler	47	29	9
Stein	58	53	11
Luzenberg	22	14	10
	1476	1340	354

Mehr geboren als gestorben 136 Personen.

Fernere Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse in verschiedenen Staaten Europens.

Frankreich.

Am 27. November verwichenen Jahrs eroberte das französische Geschwader unter Admiral Baudin, nach einer Kanonade vom 4 Stunden, das Schloß St. Jean-d'Ulloa, bei Vera Cruz. Die Flotte hatte nur 4 Mann verloren, während die Mexikaner einen Verlust von 4 bis 500 Todten erlitten. In Folge dessen war die Lage der in Mexico wohnenden Franzosen sehr mißlich, da dieselben dem Nationalhaffe der Einwohner und den Bedrückungen der Departementsregierungen, durch die beschlossene Ausweisung aller Franzosen aus dem mexikanischen Staate, ausgesetzt waren. — Am 2. Jänner starb in Pisa die Tochter des Königs, die Herzogin von Würtemberg. — Am 22. Jänner gaben sämtliche Minister ihre Entlassung ein. Der König aber beschloß die Beibehaltung des Ministeriums Mole und sodann die Auflösung der Deputirtenkammer. Auf den 25. März wurden die Wahlkollegien einberufen. — Am 10. Jänner wurde ein Theil der schönen französischen Kolonie Martinique durch ein furchtbares, 2 volle Minuten andauerndes Erdbeben verwüstet. Bei Hunderten von Menschen verloren ihr Leben. Die Hälfte der Häuser ist verschwunden. — Da die neuen Deputirtenwahlen nicht im Sinne des Ministeriums ausfielen, so gaben den 8. März sämtliche Minister ihre Entlassung ein. Das neue Ministerium konnte erst Ende März gebildet werden; es besteht unter andern aus folgenden Mitgliedern: Girod, Gasparin, Montebello (für das Aeußere) Gen. Cubieres ic. — Im Frühjahr wurde endlich zwischen Admiral Baudin und 2 mexikanischen Bevollmächtigten ein Friedensstraktat durch den englischen Konsul Pakeham abgeschlossen, der Mexiko zur Zahlung von 600,000 Piaßtern an Frankreich verpflichtet. Letzteres hat das Fort Ulloa nach Abzug von 12 ehemals französischen Kanonen zurückzugeben. Französische Niedergelassene sollen den Begünstigtesten aller Nationen gleich gehalten werden. — Anfangs Mai wurde ein neues Ministerium gebildet, bestehend aus Soult, Passy, Duchatel

u. a. — Sonntag Abends, den 12. Mai, war Paris durch einen blutigen revolutionären Ueberfall erschreckt. 400 bewaffnete und wohl geleitete Anführer plünderten zuerst einige Waffenzmagazine, nahmen hierauf durch Gewalt und Ueberraschung den Justizpallast, den Posten des Rathhauses und andere Hauptwachen ein, errichteten über 10 Barrikaden, vertheidigten sich durch Schüsse aus den Häusern, und suchten nach dem Palaisroyal zu dringen, um von dort aus die Tuilerien zu überfallen. Ihr Ruf vom Rathhaus aus war: „Fort mit Ludwig Philipp, es lebe die Republik!“ Der nicht schnell geordneten, gegen sie anrückenden, später von Gerard geleiteten, Truppenmacht setzte die Rotten verzweifelten Widerstand entgegen. Die Leichname der Gemordeten wurden sogleich verstümmelt. Da indes die Nationalgarde und die Linientruppen ihre Pflicht thaten, so wurde der Aufruhr bis Montag Mittags unterdrückt und die Ruhe wieder hergestellt und einige Anführer verhaftet. Im Ganzen wurden 202 Männer, die Waffen in der Hand, gefangen genommen. Die Zahl der Todten und verwundeten ward auf 300 angegeben.

Großbritannien.

Die Unruhen in Canada hat die Regierung noch nicht zu dämpfen vermocht. Das Feuer hat nun auch Oberkanada ergriffen. Der Krieg wird mit Wuth geführt und niemand vermag vorauszusagen wie lange die usurpirte englische Herrschaft in diesen ungeheuren, wenn auch noch wenig kultivirten Räumen noch dauern werde. Ein blutiges Treffen wurde bei Prescott geliefert, in welchem die regulären Truppen bedeutend einbüßten. Ihr Chef, Oberst Young, verlor das Leben. Die Revolutionärs zündeten hierauf den Meyerhof an, in welchem sich die Verwundeten befanden. Auf dem Quai von Kingston verbrannten die nämlichen das englische Dampfschiff „Großbritannien.“ — Einen der merkwürdigern Abschnitte in der Zeitgeschichte füllt der Kampf der Liberalen in England, an ihrer Spitze Dr. Bowring, wider die Korngesetze. Die

Radikalen haben sich auf die Seite der Handwerker und Fabrikarbeiter gestellt, welche mit stets wachsenden Kräften den reichen Grundbesitzern, der mächtigen Aristokratie, das Verbot der Korneinfuhr aus der Hand reißen will, und diese Verbindung, diese Verbrüderung auf Genug und Mangel wird, wenn es auch dieses Jahr nicht geschah, zu Stande bringen, was vor einem halben Jahrzehend unausführbar schien. Selbst die konservativen Tories fangen an, einzusehen, das diesen vereinten moralischen und physischen Kräften das Hungergesetz weichen muß. Zwar kostet so eben der 4 Pfd. schwere Laib Brod nicht mehr als 33 kr.; ein nicht hoher Preis im Verhältniß zu dem, was das Brod in vielen Zeiten in England kostet, allein, wenn man bei kärglichem Erwerbe mit 33 kr. bezahlen muß, was man bei freier Einfuhr um 20 haben könnte, so ist's und bleibt's ein steter Stachel, der den ehrlichsten Spießbürger zum Kampfe gegen die Regierung aufreizt.

R u ß l a n d.

Aus Ostindien kommen so auffallende Berichte, das man, wenn auch nur etwas daran ist, das Vorrücken der Russen mit bestimmter Absicht hier Großbritannien zu Leibe zu gehen, kaum in Abrede stellen kann. Ja es scheint dies schon lange vorausgesagte, beinahe fabelhafte Unternehmen von den Russen schon sehr weit vorge- trieben zu sein. Nach ihren in Persien errungenen Siegen, obgleich die Einnahme von Herat fehlgeschlagen hatte, wandten sie ihr Gesicht nach Ostindien. Bengalen sendet ihnen 25000 Mann, wozu 5000 von Bombay entgegen. Diese marschiren nach Kabul. Russische Unterhändler haben im Herzen der Provinzen schon lange vorgearbeitet. Die indischen Fürsten sind der Spielball zwischen beiden europäischen Mächten. Das dortige Volk, für Rußland gewonnen, soll sich nach dem Wechsel der Herrschaft sehnen. Ueberhaupt steht Rußland gewärtig auf einer Höhe der Macht und zunehmender Vergrößerung seines Gebietes, wie noch nie. Im Frieden mit den großen Mächten und durch eine höchst gewandte Politik nach allen Seiten geschützt, realisiert Kaiser Nikolaus alle die Voraussetzungen und alten Klagen der englischen und französischen Blätter, das er stets nach Vergrößerung strebe und seinen unersättli-

chen Ehrgeiz erst mit Bezwingung der halben Welt ruhen lassen werde.

T ü r k e i.

Nachdem der Krieg zwischen dem türkischen Kaiser und dem Bizakönig von Egypten losgebrochen war starb unerwartet in Constantinopel der Großherr. Bald darauf erlitt das türkische Herr durch die nur halb so zahlreiche egyptische Armee, die von Ibrahim Pascha befehligt war, eine bedeutende Niederlage am Ufer des Euphrat in Klein-Asien. Einen zweiten Schlag erhielt die Pforte durch den Uebertritt des Kapudan Pascha, der mit der ganzen Flotte nach Alexandrien unter Segel gieng, um seine Dienste Mehemed Ali anzubieten.

Gekrönte Häupter.

Reg. Antritt.	Geburtsjahr.
1831 Gregor XVI. römischer Papst.	1765
1835 Ferdinand I. östreich. Kaiser, König v. Ungarn, Böhmen, d. Lombard. &c.	1793
1825 Nikolaus I. russischer Kaiser und König von Polen.	1796
1830 Ludw. Phil. I. König v. Frankreich.	1773
1818 Karl Johann XIV. König von Schweden.	1764
1833 Isabella I. Königin v. Spanien.	1830
1837 Victoria I. Königin von Großbritannien.	1819
1837 Ernst I. König von Hannover.	1771
1808 Friedrich VI. König v. Dänemark.	1768
1826 Maria II. Königin v. Portugall.	1819
1797 Friedr. Wilh. III. König v. Preussen.	1770
1831 Karl Albert I. König v. Sardinien.	1798
1830 Ferdinand II. König beider Sicilien.	1810
1825 Ludwig I. König von Baiern.	1786
1817 Wilhelm I. König v. Württemberg.	1781
1836 Friedr. August I. König v. Sachsen.	1797
1815 Wilhelm I. König v. Holland.	1772
1831 Leopold I. König von Belgien.	1790
1832 Otto I. König v. Griechenland.	1815
1839 Abdul Medschid türk. Kaiser.	1823

Großherzoge.

1830 Baden. Leopold.	1790
1821 Hessen-Kassel. Kurfürst Wilh. II.	1777
1830 Hessen-Darmstadt. Ludwig II.	1777
1828 Sachsen-Weimar. Carl Friedrich	1783
1824 Toskana. Leopold II.	1797

Vermischte Bruchstücke aus der Tagesgeschichte und anderes,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

A u s z u g

aus der Rede eines Gemeindevor-
stehers an sein Volk.

Liebe Mitbürger!

Wir sind hier zusammen gekommen um das Wohl unserer lieben Gemeinde zu berathen. Wißt ihr aber auf welchen Grundlagen dasselbe ruht? Antwort: Auf der Religiosität und Sittlichkeit, auf dem Fleiße, der Thätigkeit und Häuslichkeit ihrer Einwohner. Leider hat aber an manchem Orte und auch bei uns ein Laster sich eingenistet das einzelnen Personen und der Gesamtheit Schaden bringt, an der Gesundheit und am Leben zehrt, und Wohlstand und Vermögen schmälert. Ich meine den öftern und unmäßigen Genuß des Branntweins. Es ist wahr, der Wein erfreut des Menschen Herz, nota bene wenn man Maß und Ziel hält. Er ist eine Gabe Gottes und hat in mäßiger Menge genossen durchaus keine schädliche Wirkung; der Branntwein aber, da er gebrannt und destillirt wird, besteht aus viel schärfern Theilen, die deshalb den Körper, wenn auch in geringerer Menge genossen, viel stärker angreifen und mithin eher abstumpfen. Selbst die völlige Weinbesoffenheit hat noch keine so zerstörenden Wirkungen auf Leib und Seele als die Branntweinbesoffenheit. Aber der vorsichtige Trinker des Weins wird oft, wenn er sich nicht hütet, zum Säufer; je mehr er trinkt, je mehr ihn dürstet. Zuletzt begnügt er sich nicht mehr mit dem Traubensaft; er greift zum Branntweinglase. Viele thun es früher weil sie nicht Geld genug für Wein im Sack haben. Die Unglücklichen! sie wissen nicht was sie thun. Sie trinken Gift! In allem Branntwein ist Gift gethan und zwar von allerlei Sorte. Das habt Ihr noch nicht gewußt. Ich hab' es auch erst von den Doktoren erfahren. Darum muß es jetzt allen bekannt werden. Höret aufmerksam zu!

Der Branntwein besteht hauptsächlich aus Wassertheilen und vielem Weingeist oder Spiritus. Dieser Weingeist ist das Giftartige. Er brennt in blauen Hölleflammen, wenn man ihn

anzündet. Er wirkt auf Blut und Galle, und erzeugt bei seinen Liebhabern die ihnen gewöhnlichen Leberkrankheiten. Er vermischt sich nicht mit den andern Säften des Körpers, sondern bleibt wie er ist. Er geht in die Muttermilch über; und säugende Frauen wenn sie Branntwein nehmen, haben des Nachts unruhige Kinder. Er geht in das Blut über und ändert seine Natur nicht. Das Blut eines rechten Säufers, dem man zur Ader gelassen, brennt, wenn man es destillirt, in blauen Weingeistflammen. Man hat in allen Ländern Beispiele von Menschen, die von selbst in Flammen ausgebrochen und zu Asche verbrannt sind. Im Kanton Basellandschaft verbrannte vor einigen Jahren ein Mann bei lebendigem Leibe zu Asche, der sich den Schnapps hatte zu sehr gefallen lassen. Im Kirschenwasser ist das bis jetzt bekannte stärkste Gift enthalten, nämlich die fürchterliche Blausäure. Ein kleiner Tropfen Blausäure, auf die Zunge eines jungen Hundes gethan, tödtet ihn auf der Stelle, unter vielen Zuckungen. Freilich ist im Kirschenwasser die Blausäure sehr verdünnt; aber wer viel trinkt, schluckt natürlich auch viel davon.

Dabei bleibt's nicht! Die Branntweimbrenner und Likörfabrikanten geben noch allerlei schädliche Beimischungen, um ihre Waare den Liebhabern schmackhafter und beliebter zu machen; gleich wie manche Wirth, aus gleicher Ursache, ihre Weine stärker schwefeln und mit nachtheiligen Zusätzen zu verbessern meinen. Häufig werden dem Branntwein auch Maaß und Bleiauslösung zugemischt; oder Kirschlorbeerblätter, Pfeffer, bittere Mandeln und andere aufreizende oder betäubende Mittel. Daher zum Theil sind die verderblichen Wirkungen der gebrannten Wasser nicht bei allen Trinkern gleich. Der eine leidet an diesem der andere an jenem Uebel. Vergiftung des Menschen sündet aber in jedem Fall statt, sogar bei enthältsamen Branntweintrinkern, geschweige bei denen, die täglich ihren Schnapps zu sich nehmen. Sie werden in der Regel nicht alt. Bei uns hier in der Gemeinde sind wenige Schnapps-

freunde, die sich kräftig und gesund fühlen. Fragt nur in ihren Häusern nach. Es gibt auch manche die trinken und nicht berauscht werden. Das bewirkt bei ihnen zum Theil die Gewohnheit. Sie thun sich darauf etwas zu gut. Sie glauben sie können es ertragen. Man hält sie kaum für eigentliche Trunkenbolde und sind es dennoch. Aber innerlich sind sie zerfressen; Milz, Leber und Magen sind wurmstichig. Sie verdauen schlecht, auch das Wenige nicht. Kein Wunder! Man hat bei manchem Trinker den Magen so klein gefunden, daß er nur eine Faust groß war; bei andern sah man ihn durchlöchert. Allerdings hat der Branntwein die Kraft für ein paar Minuten den Magen zu wärmen; er reizt wohl eine Stunde lang die Lebenskräfte an, aber hinterläßt nachher träge Gliedmaßen, schweren Kopf, lähmt Verstand und Herz und Arm.

Liebe Mitbürger, Ihr seht mich sehr verwundert an. Ich spreche aber nach dem Zeugniß berühmter Aerzte. Ihr denkt, ich übertreibe? Nein, ganz und gar nicht! Zudem steht das Laster der Trunkenheit nie allein. Es hat zur Gesellschaft den Müßiggang, die Spielsucht, die Wollust u. s. w. Wie viele Schlägereien, Prozesse, Fallimente, Verbrechen sind die Folge davon. Kein Dieb, kein Mörder, kein Straßenräuber, kein Brandstifter gieng leicht an sein Verbrechen ohne daß er sich nicht vorher durch Wein oder Branntwein Muth trank. Ein kleiner Rausch macht zwar oft eine Stunde lustig, aber einen Tag oft ein Jahr lang bringt er Aerger und Reue. Ein kleiner Rausch macht eine Stunde lang reich; man verschwendet dann sein Geld als hätte man dessen zu viel. Wenn man das Silber aus der Tasche spielen will, giebt man Wein oder Branntwein. Der Nüchtergewordene sieht sich geprellt und den Beutel leer.

Doch, werthe Mitbürger, ich muß zum Ziele schreiten. Zum besten des allgemeinen Wesens und zum Heile der Einzelnen wollen wir uns entschließen das Branntweintrinken abzuschaffen und alle erkünstelten Bedürfnisse vermeidend, einfach und mäßig zu leben wie unsere in Gott ruhenden Altvordern. Dieser Entschluß wird uns zu hoher Ehre gereichen und Gottes Wohlgefallen darauf ruhen.* (Auf Veranst. der app. gem. Gesellsch. einges.)

Der wohlmeinende Rathgeber für Viehhalter bei Behandlung der Maul- und Klauenseuche des Rindviehs.

Kennzeichen der Maulseuche. Vor dem Ausbruche der Maulseuche werden die Thiere mit einem, jedoch oft bereits unmerklichen Fieber befallen, wobei sie noch gewöhnlich essen und trinken und keinerlei Unwohlsein zu erkennen geben, wenn schon während dieser Zeit mehr Schleim aus der Nase abgesondert und die Wärme des Mundes erhöht wird. Kommt die Krankheit zum Ausbruche, so werden die Thiere matt und traurig; sie lassen den Kopf hängen und ihr Gang wird schwerfälliger. Die Haare stehen in die Höhe, die Augen werden röthlich und aus denselben fließt ein klebriger Schleim. Die Hörner und Ohren werden heiß; aus den Nasenlöchern fließt viel zäher Schleim, den die Thiere nicht mehr ablecken. Die Mundhöhle wird wärmer, röther und mit häufigem Speichel angefüllt, der bald zähe wird und in Fäden aus dem Munde abfließt. Zuweilen werden die Zunge, die Lippen und der ganze Kopf angeschwollen. Nach und nach zeigen die Thiere weniger Lust nach Futter und bei Melkfühen vermindert sich die Milch.

Zimmer kommt es auf die Gut- oder Bösartigkeit dieser Krankheit an, ob die erwähnten Vorboten derselben leicht beobachtet werden können oder nicht. In gar vielen Fällen entgehen sie dem Viehwärter, so daß er oft von der Krankheit gar nichts wahrnimmt, bis die Thiere vom Fressen stehen und nicht mehr gut gehen können.

Am zweiten oder dritten Tage nach der Erscheinung dieser Vorboten kommt auf der Zunge, am Gaumen, an der Oberlippe, an der Nase und im höhern Grade der Krankheit auch am Euter und wohl gar an den Schamtheilen ein Ausschlag in Gestalt von Bläschen hervor, der sich bisweilen durch den Schlund bis in den Magen erstreckt. Diese Bläschen erscheinen in sehr verschiedener Größe, von der einer Hirse nämlich bis zu der einer Bohne. Ihre Farbe ist weißgelblich und ihr Inhalt eine klebrige Flüssigkeit (Sauche), die bald eiterartig wird. Nicht allemal kann man diese Blasen sehen; sie

werden zuweilen von der Zunge abgerieben, ehe der Mund untersucht wird, und dann findet man nur noch platte Geschwüre. Nicht selten tritt der Fall ein, daß bei Untersuchung der Zunge die Oberhaut derselben in der Hand des Beschauers bleibt. In diesem Falle erscheint das Uebel weit gefährlicher, als es wirklich ist, da die verlorne Haut in 3—4 Tagen wieder durch eine neue ersetzt sein kann. Wird bei einer Melkkuh das Euter von dieser Krankheit ergriffen, so wird die Milch schmierig und unbenutzbar.

Je höher der Grad der Krankheit ist, desto heftiger erscheinen auch alle damit verbundenen Zufälle.

Die kranken Thiere halten gerne das Maul in frisches Wasser, um die Hitze abzukühlen. Bei einigen verliert sich die Fresslust auf 2—3 Tage ganz, bei andern nur wenig und bei vielen gar nicht, woher es denn kommt, daß viele Thiere unmerklich durchseuchen.

In 3—4 Tagen nach dem Ausbruche der Blasen zerplatzen dieselben und bilden Krusten, die bald abschuppen und die Krankheit beendigen.

Dieses ist nun der gutartige Verlauf der Maulseuche beim Rindvieh.

Die Klauenseuche, welche bald allein, bald vereint mit der Maulseuche erscheint, hat die gleichen Vorboten wie diese. Am zweiten oder dritten Tage nach den Fiebererscheinungen ist die Empfindlichkeit der Füße in geringerm oder höherm Maße zu bemerken. Sofort sind die Füße heiß anzufühlen, und schwellen auf, wobei die Thiere mehr Neigung zum Liegen als zum Stehen zeigen.

Zwischen den Klauenpalten erscheinen Blasen, angefüllt mit einer übelriechenden Sauche, die zuweilen scharf wird und bei vernachlässigter Behandlung die Klauen unterfrisst und so die Heilung erschwert.

Ueber die Ursachen der Maul- und Klauenseuche wurden schon viele Ideen aufgestellt; jedoch hat noch keine Stich gehalten.

Eben sind schon viele Vorbaumungsmittel gegen diese Seuche empfohlen worden; aber es hat sich bisanhin noch keines derselben als Präservativ bewährt. Ein Gelecke von gequetschten Wachholderbeeren und Kochsalz dürfte wohl das beste Vertrauen gewinnen, wenn demsel-

ben noch die Reinlichkeit zur Seite gestellt wird.

Zur Heilung der Maul- und Klauenseuche sind von jeher verschiedene Mittel in Anwendung gebracht worden, von denen wir nur diejenigen anzugeben gedenken, durch die diese Krankheit am leichtesten und auch zugleich sicher gehoben werden kann. Vor Allem aus müssen wir aber eine möglichst sorgfältige Behandlung der kranken Thiere empfehlen und können vor jeder Rohheit gegen dieselben nicht genug warnen.

Der Mißbrauch, mittelst eines Strickes die Klauen zu reinigen, und die Geschwüre auf der Zunge mit irgend einem Instrumente abzuschaben, ist daher höchst verwerflich und barbarisch; denn es verursacht eine solche Behandlung den Thieren nicht allein fürchterliche Schmerzen, sondern sie hindert auch selbst die Heilung, indem durch die starke Reizung der Geschwüre mit solchen Instrumenten die Entzündung immer mehr gesteigert wird.

Es ist daher weit besser gethan, die Heilung der Natur zu überlassen, als der Hand eines unwissenden Thierquälers, deren es leider nur zu viele gibt.

Tritt die Krankheit ganz gelinde auf, so bedarf sie gar keine Kunsthilfe, vermehrt sich aber die Hitze und der Schleim im Maul, so muß dieses öfters mit Essig und Wasser sanft ausgewaschen werden.

Hat man guten Weinessig bei der Hand, so vermischt man einen Schoppen mit drei Schoppen Wasser; Mostessig hingegen wird zu gleichen Theilen mit Wasser vermischt angewendet. In Ermanglung des Essigs löst man eine Handvoll Kochsalz im Wasser auf, und wäscht damit den Mund aus. Man thut sehr wohl, wenn man die Thiere täglich zwei Mal untersucht und jede vorhandene Blase sogleich öffnet, wodurch verhütet werden kann, daß sich die Oberhaut der Zunge nicht so weit umher abblöst. Wird die Zunge zahlreich mit Blasen besetzt, löst sich ein großer Theil von der Oberhaut derselben ab, so mischt man einen Theil Essig unter zwei Theile Honig, und bestreicht damit, nach vorangegangener Auswaschung, die Geschwüre, wodurch die Heilung sehr befördert wird.

Können die Thiere nicht mehr hartes Futter kauen, so müssen sie mit gekochten Erdäpfeln,

Kleien, Mehl, und dergleichen ernährt werden.

Milchlähe, welche von Blasen am Euter befallen werden, lassen sich nicht gerne melken, weswegen auf schnelle Heilung Bedacht genommen werden muß. Diese wird am leichtesten dadurch erzwengt, daß man das kranke Euter täglich etliche Mal mit süßem Rahm oder süßer Butter bestreicht, nachdem vorher dasselbe mit lauwarmem Wasser gereinigt worden ist. Damit auch die Viehwärter diese Krankheit nicht auf gesunde Kühe übertragen, muß ihnen das Waschen der Hände mit Salzwasser sehr empfohlen werden. Bei der Klauenseuche wäscht man die Füße einige Mal des Tages mit frischem Wasser ab, das aber bei kälterer Jahreszeit etwas gebrochen werden muß. Zeigen sich Geschwüre zwischen den Klauen, so werden dieselben 4 — 5 Mal täglich mit Salzwasser, oder Essig und Wasser gereinigt.

Bei der Klauenseuche hat man wohl Obacht zu geben, daß der Eiter nicht unter das Horn dringe, da dieses die Heilung sehr erschwert und den Kranken großen Schmerzen verursacht.

Bei Geschwüren, die unter das Horn gehen, muß das abgelöste Horn mit dem Messer abgeschnitten, die Geschwüre mit Salzwasser gereinigt und mit Essig und Honig bestrichen werden. In diesen Fällen müssen die Füße mit einem Luche verbunden werden, um dadurch die Unreinigkeiten von denselben abzuhalten. (N. d. Schr. d. app. gem. Gesellsch.)

Erfahrungen über Kirschbaumholz, nebst Aufmunterung für ausgedehntere Anpflanzung dieser Baumart.

Zu Leucheln (Wasserleitrdhren) hält man vor allem das Holz von Lerchen- und Tannenbäumen als das Beste. Allein, sagt ein Beobachter hierüber in der Ztg. für Landwirthsch. Naturk. und Gewerbe, ich bin hierüber eines Bessern belehrt worden. Ein Appenzeller theilte mir die Erfahrung mit, daß er auf seinem Gute eine Wasserleitung zur Reparatur aufgedeckt habe, die circa 8 Leuchel in sich hielt, und diese seien schon zur Großvaterszeit dort eingelegt worden, wenigstens wußte der 56 — 60 Jahre alte Vater nichts von der neuen Anlage dieser Leitung; wohl über ein halbes Jahr

hundert mochte sie also in der Erde gelegen und ihre Dienste gethan haben. Nun, was war denn dieses für ein, der Verderbniß so trotzbiestendes Material? — Kirschbaumholz! — Die Beschaffenheit der Bodenart, worin diese Leitung so lange dauerte, kann nicht angegeben werden, weil sie der Eigenthümer nicht beschreiben konnte, was hierin doch zu wissen von Bedeutung wäre; doch spricht das fast unbekanntes Alter dieser Leuchel für Mehrbeachtung dieser Holzart zu erwähntem Zweke. — Eine zweite Mittheilung gibt dieser Erfahrung noch mehr Gewißheit. Es hat nämlich ein Bauer, den jene Aussage befremdete, gesagt, das möge wohl nicht bezweifelt werden, denn er habe vor 24 Jahren etliche Hagsteken (Zaunpfähle zur Aufnahme von Latten) von Kirschbaumholz einsetzen lassen, die jetzt noch dastehen. — Interessant wären noch mehr Data über den langausbleibenden Vermordungsprozeß dieser Holzart, und in jedem Betracht der Aufmerksamkeit werth, da der Kirschbaum schnell wächst, in allweg gutes Nutz- und Brennholz liefert, fast mit jedem Standorte vorlieb nimmt, und er selbst mit rauhem Klima vertragsam ist. Bestände als Waldung beabsichtigt, würden jede darauf verwendete Mühe belohnen; 40jährige Kirschbäume müßten durchschnittlich einen Werth von 10 Gulden austragen, was also bei einem Bestande von 200 Stämmen ein Kapital von 2000 Gulden zusichern würde.

8 — 10 schühige Distanzen erfordern keine weite Fläche für angedeutete Anlagen; zudem ist bekannt, daß sich dieser Baum bei gehdrieger Ordnung gar gern gerade ziehen läßt, was für Leuchel und andere Benutzung von Bedeutung ist. Kirschbäume als Waldung können durch frühes Aufstutzen zu ziemlich hübschen Hochstämmen gezogen werden. Die Fruchtbenutzung kann bei solchen Zwecken nicht in Anschlag kommen, wohl aber wäre jedes Kirschbaumwäldchen, bei jedem wiederkehrenden Frühling der Blütheentwicklung etwas Majestätisches, und für die Bienenwelt ein köningliches Hochzeitmal.

Pflanzet, pflanzet Kirschbäume, sie tragen reiche Zinse und bde Stellen, leere Plätze für solche hat es noch viele 1000 Schuh, die sonst keinen abgenuzten Groschen eintragen.

Bereitung des getrockneten Obstes in Frankreich.

Die frisch geklückten Früchte bringt man in kochendes Wasser, und läßt sie so lange darin, bis sie weich sind. Man legt die weichen Früchte auf ein Sieb, schälet sie vorsichtig, legt sie abermals auf ein Sieb, welches auf einer Schüssel steht, in welche der Saft der geschälten Früchte abtropft. Man rangirt nunmehr die abgetrockneten Früchte auf reinliche Backbretter, und läßt sie in einem Ofen, worin eben erst Brod gebacken worden ist, 24 Stunden lang stehen. Nach Verlauf dieser Zeit nimmt man sie heraus und läßt sie erkalten, drückt sie mit der Hand etwas breit, runktet sie in den abgelaufenen Fruchtfaß, und läßt sie nun auf Siebe gelegt in einer warmen Stube abtrocknen. Man verpackt die Früchte in solchem candirten oder überzuckerten Zustande zwischen Papierschichten in Schachteln zum Versenden ein.

In der Gegend um Rheims in Frankreich behandelt man das gedörrete Obst besonders sorgfältig, daher bekommen wir von dort das schönste getrocknete Obst, und vorzüglich die so berühmten Ruffeletten von Rheims. Diese auch sonst bekannte süße Sommerbirne, Rousselet de Rheims, wird geschält, auf Horden, die mit fein gestoßenem Zucker bestreut sind, auf den Kelch gesetzt, und in einem gelind erwärmten Ofen langsam getrocknet. Man wendet die Birnen einigemal um, wobei aber immer feiner Zucker untergestreut wird, damit die Birnen überall damit überzogen und wie crystallisirt aussehen, welcher Zuckerglanz sich auch im Ofen erhält, wenn sonst derselbe nicht so heiß ist, diesen zu schmelzen, welches dem Ansehen der Birnen gar sehr schaden würde.

Sind die Birnen dergestalt getrocknet und in einer warmen Stube einige Tage nachgewelkt, so können sie in Schachteln lagenweise zwischen reinlichen Papierschichten dicht aneinander gepackt, und als ein sehr beliebter Handelsartikel versendet werden.

Von diesen Birnen, und auf ähnliche Art getrockneten guten Pflaumensorten, als die Reinecloden, Abricotées, Damaszenerpflaumen, Perdriqons und Diaprées, werden eine unzählige Menge Schachteln und Kistchen aus Frankreich über Deutschland nach dem Norden ver-

breitet, aus welchen nächst den bekannten Prunellen große Summen nach Frankreich gezogen werden.

Aufbewahrung des Obstes.

Alles Sommer- Kernobst, so wie überhaupt auch alles Steinobst, ist nicht von Dauer, es muß daher schnell verbraucht oder verkauft werden. Das Herbst- und besonders Winter-Obst ist es also nur, von dem hier die Rede sein kann. Unbeschädigt muß es eingebracht werden, und auf Haufen geschüttet so lange liegen bleiben, bis es schmilzt. Dann wird es, nachdem die etwa darunter befindlichen beschädigten Früchte ausgesucht worden, in trocknen luftigen Kellern oder Kammern, wo der Frost nicht eindringen kann, auf Stellagen (Börten) aufbewahrt. Desteres Nachsehen und Aussuchen des faulen Obstes dient besonders zur Erhaltung desselben. Fehlt es an Raum, so können die gut durchgeschwitzten und dann abgetrockneten, ganz gesunden Apfel auch in Körbe gepackt in guten Kellern aufbewahrt werden. Die Körbe müssen aber inwendig mit Papier ausgefüttert und die Äpfel oben auf auch mit Papier bedeckt werden. Ueber das Papier wird eine Lage Stroh gelegt und mit dem Korbe fest verbunden. In jedem Korbe ist der Name der darin befindlichen Apfelsorten zu bezeichnen, und so kann man sie ruhig bis dahin stehen lassen, wo ihre bekannte Zeitigung eingetreten ist, ohne daß zu befürchten wäre, es möchten viele davon verloren gehen. Es lassen sich die Äpfel auch in sehr frischem Zustande erhalten, wenn solche einzeln in Papier gewickelt und in Tonnen oder Kisten gepackt werden, die man in die Erde eingräbt, so daß sie vor Rässe und Frost geschützt sind.

In Rücksicht auf die verschiedenen Gattungen des Kernobstes ist zu bemerken: daß Sommerbirnen etwa acht Tage vor ihrer Reife abgenommen werden müssen, wenn sich solche einige Zeit halten sollen. Die Herbstbirnen können in der Regel um Michaelis geerntet werden, und die Winterbirnen muß man so lange es irgend die Witterung erlauben will, auf den Bäumen sitzen lassen. Bei den Äpfeln kann man nach denselben Regeln, wie bei den Birnen, verfahren. Besonders die späten Reinetten-Arten sind es, welche so leicht welken, wenn sie zu früh abgenommen werden.

Merkwürdiges Jagdabenteuer.



Ein Europäer und sein indianischer Diener, Namens Stampo ruhten kürzlich auf der Jagd auf einem freien Waldplaze aus. Plötzlich sahen sie eine Truppe Meerkäzen eiligst in das Gebüsch fliehen, als suchten sie einer dringenden Gefahr zu entkommen. Gleich hinterdrein stürzten andere kleine Thiere, und ihr Lauf verkündete ihren Schreck. Stampo machte seinen Herrn darauf aufmerksam, daß sie alle von einer Seite herkämen, und daß also die Ursache des Schreckens in derselben Richtung herkommen müsse. — „Es sind Tiger, vor welchen sie fliehen,“ schrie er plötzlich auf, „ich rieche sie, ich höre sie!“ Es ist nicht nothwendig erst zu sagen, daß der Europäer nichts hörte und nichts roch; nichts desto weniger griff er nach seiner Waffe. — „Schießt nicht,“ sagte Stampo, „es sind deren mehrere, denn der Geruch ist sehr stark.“ Bald streifte auch wirklich ein entferntes Geheul an das Ohr des Jägers; die Beiden nahmen schnell ihre Jagdtaschen; allein schon kündigte ein Geräusch, welches von nichts Anderem, als von dem schnellen Laufe einer Kotte wilder Thiere herrühren konnte, die Nähe der Gefahr. „Klettern wir auf diesen Baum,“ sagte Stampo, indem er sich auf dessen gebogenen Stamm hinauf schwang. Sein Herr wollte ihm mit der Flinte folgen; allein er mußte sie unten lassen, weil sie ihn im Hinaufklettern hinderte. Der Augenblick war kritisch. Die Angst verstärkte die Kraft des Weißen und er erreichte, dem Beispiele Stampo's folgend, auf allen Vieren kletternd, glücklich den Stamm. Dieser hatte sich auf die äußerste Spitze eines Zweiges empor geschwungen; der Weiße aber hatte auf ei-

nem senkrechten Aste des Baumes Posto gefaßt. Bald bemerkte er aber mit Schrecken, daß das Holz, auf welchem er saß, faul sei und bei der geringsten Bewegung zusammen zu brechen drohe. Um seine Angst zu vermehren, sah er unmittelbar in seiner Nähe, ein ungeheures Nest schwarzer Wespen, deren furchtbarer Stich ihm bekannt war. Er beneidete den Diener, denn er sah ein, daß er selbst den Vorposten bilde, und die Tiger in ihrem Angriffe zuerst nach dem niedrigen Stamme sich wenden würden. Er würde gern zu seinem Diener sich empor geschwungen haben; allein die Gebrechlichkeit des Zweigs, die schrecklichen Besucher da unten, die Nähe der Wespen, Alles verdamnte ihn zur Unbeweglichkeit. Indes waren die Unthiere auf dem Plaze angelangt; es waren ihrer vier, einige bluteten aus frisch erhaltenen Wunden. Unter ihnen befand sich eine Tigerin, die vor Wuth schnaubte, und die sich, sobald sie die beiden Jäger erblickte, auf den Baum stürzte, und, indem sie ihre Zähne ausstreckte, mit flammenden Augen den Weißen betrachtete. Die Wärme ihres Athems berührte fast seine Füße, und er fürchtete jeden Augenblick, sie werde zu ihm hinaufklettern. „Herr,“ rief der Indianer ihm zu, „das Brennwasser!“ wie ein Blitz durchzuckten die Worte den Europäer. Er nahm aus seiner Jagdtasche die Flasche mit Schwefelsäure; das schreckliche Thier bewachte ihn unaufhörlich mit unbeweglichen Blicken. Zitternd streckte Jener seine Hand aus und goß den Inhalt seiner Flasche gerade auf die Augen des Unthiers. Ein lautes Gebrüll ertönte; der Jäger, von Entsetzen ergriffen, klammerte sich fester an seinen Zweig an,

und alsobald ward er von Wespen umschwärmt. Als er die Augen wieder öffnete, sah er die Tigerin sich auf der Erde krümmend und mit ihren Taten am Kopfe wühlend. Ihr Gesicht war schwarz, die Augen verkohlt. Sie erhob sich und rannte schnaubend im Kreise umher; die Männchen schrien gleichfalls, ohne sie einen Augenblick zu verlassen. „Lasset mich lezt machen,“ sagte Siampo, „indem er aus seiner Tasche einige Ueberreste von Fleisch zog und es in Stücke zerschnitt.“ „Gebt mir die Seife, Herr!“ Der Europäer verstand den schlaunen Indianer; er gab ihm ein Stück Arsenikseife, womit Siampo dann das Fleisch spickte und es unter die Tiger warf. Bald zeigte sich die Wirkung. Das Geheul wurde entsetzlich; die elenden Thiere, die das vergiftete Fleisch gierig fraßen, hüpfen vor Schmerzen, umkreisten die Tigerin und eilten endlich auf dem Fußsteige von dannen. „Sie gehen trinken,“ sagte Siampo, und indem er sich mit der einen Hand an den Zweig festhielt, begann er vor Freude zu singen und zu tanzen auf dem schmalen Baumaste. Die Tigerin verursachte ihnen indeß noch einige Unruhe, und Siampo kletterte daher mit der größten Leichtigkeit vom Baume herab und holte die Flinte seines Herrn. „Jetzt ist die Reihe an Euch,“ sagte er zu ihm selbst. Dieser lud einige Kugeln in den Lauf. Ein Schuß — und das Thier machte einen wüthenden Sprung, ein Zweiter, und es blieb unbeweglich auf dem Platze liegen. Die beiden Geretteten fielen sich erfreut einander in die Arme.

Tod vor Freude.

Vor einiger Zeit trug sich folgendes außerordentliche Ereigniß in Paris zu.

Der Weinhändler N. wurde plötzlich krank und nach einigen Tagen starb er, wenigstens hielt man ihn allgemein für todt. Seine Frau wurde schmerzlich von diesem traurigen Ereigniß ergriffen, zumal da der Verstorbene keine Zeit gehabt hatte, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Sie hatte ihn in seiner Krankheit treu gepflegt, nach seinem Tode aber erhielt die Frau B. den Auftrag bei der Leiche zu wachen, die man in ein kleines Zimmer brachte, auf einem Strohsack auf einen Tisch legte und nur mit einem Tuche bedeckte. Eine Kerze brannte neben ihm.

Die Leichenwärterin scheute sich vor dem Todten nicht, aß und schlief darauf ein, bis sie plötzlich eine starke Stimme hörte. Sie rieb sich die Augen, glaubte, man habe sie draußen gerufen, und stand auf, aber wie groß war ihr Entsetzen, als sie den Todten da sitzen sah, der sie anstierte, sie nicht kannte und fragte: „wer sind Sie? Warum ist meine Frau nicht da?“

Die Wärterin sah ein, sie dürfe dem N. nichts davon sagen, daß man ihn für todt gehalten habe, kam von ihrem Schreck allmählig zurück, nahm still die brennende Kerze weg und sagte, die Frau vom Hause sei unwohl geworden und habe sich niederlegen müssen.

„Aber warum befinde ich mich in diesem Zustande?“

— „Auf Verordnung des Arztes,“ antwortete die Wärterin. „Sie lagen im hitzigen Fieber und man mußte Sie so kühl als möglich legen.“

„Jetzt bin ich aber fast erfroren und komme um vor Dürst; decken Sie mich zu und geben Sie mir etwas zu trinken.“

Aber Betten und Decken befanden

sich in dem Zimmer der Mad. N. und es wäre unklug gewesen, derselben ohne Vorbereitung die Auferstehung ihres Mannes mitzutheilen. Auf der andern Seite hatte man alle Medizin und Krankengetranke weggegossen. Die Wärterin besaß jedoch Geistesgegenwart, schenkte dem Weinhandler ein Glas Wein ein und sagte, damit er sich nicht wundere, auch den Wein habe der Arzt verordnet. Dann gieng sie hinaus, um den Diener zu wecken, der nebenan schlief. Dieser wollte jedoch an die Auferstehung seines Herrn nicht glauben, nannte die Wärterin eine alte Narrin und weigerte sich, ihr aufzumachen. Da ein längeres und lauterer Gespräch von dem Herrn N. hätte gehört werden können, so kam die Frau B. auf einen andern Gedanken. Sie suchte alle Tischtücher und Servietten zusammen und bedeckte damit ihren Kranken. Dieser fand die letzte Verordnung seines Arztes vorzüglich heilsam, verlangte noch mehr Wein, fiel endlich in einen tiefen Schlaf und schlief bis an den andern Morgen.

Die Wärterin wußte nicht, wie sie der Frau vom Hause die Nachricht beibringen sollte, daß ihr Mann nicht gestorben sei, aber geschehen mußte es doch. Sie ging so schonend als möglich dabei zu Werke, und doch erschrak die gute Frau so darüber, daß sie es nicht ertragen konnte; die übergroße Freude tödtete sie und nach drei Tagen wurde sie statt ihres Mannes begraben, der sich unterdeß vollkommen wieder erholt hatte.

Die Frauenzimmer in Paris.

In Frankreich sind die Frauen mit mehr niedrigen Arbeiten beschäftigt als sonst wo und in Paris besonders ebenso gesucht

wie Spiegel. Eine Frau schirrt die Pferde an dem Postwagen an. Eine Frau pußt Einem die Stiefeln auf der Brücke. In den Theatern verkauft eine Frau die Billets und andere Frauen schließen die Logen auf und zu. In vielen Geschäftsbureaux führt eine Frau das ganze Geschäft. Handelt man in den Holzniederlagen um Holz, so handelt man mit einer Frau. Bestellt man sich einen Platz in einem Postwagen, so erhält man die Karte von einer Frau. Es gibt keinen Laden, in welchem sich nicht auch ein Frauenzimmer befände. Das größte Hotel wird von einer Frau gehalten; überall führen Frauen die Aufsicht, in Leezimmern, in Restaurationen, in Kaffeehäusern etc.; sie verkaufen Tabak, verleihen Zeitungen im Palais Royal und schreiben Rechnungen in der Rue de la Paix; es ist als hätte das weibliche Geschlecht in Paris die Beschäftigungen mit den Männern getauscht; in Bezug auf die Küche ist es auch wirklich der Fall. In zehntausend glänzenden Läden führen den ganzen Tag und Abend zehntausend gepuhte Frauen und Mädchen die Aufsicht und dies ist gewiß ein anziehender Anblick.

Das Frühaufstehen.

Der Unterschied zwischen dem Aufstehen um sechs und um acht Uhr früh beträgt in vierzig Jahren 29,200 Stunden oder drei Jahre einhundert und neunundzwanzig Tage und sechs zehn Stunden, oder acht Stunden des Tages zehn Jahre lang, so daß das Aufstehen um sechs Uhr in Hinsicht auf Geschäfte eben so gut ist, als lebte man zehn Jahre länger.

Die Alpenstraße über des Stiffer Joch.



Die Wichtigkeit des Veltlin oder Adathales, in Beziehung auf das Königreich der Lombardei und die Menge der Verbindungsstraßen, die nach demselben wie einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte hinführen, erregten vom ersten Augenblicke an, wo die Staaten Oberitaliens wieder unter österreichische Herrschaft kamen, den Wunsch derselben, eine Verbindung zu Lande zwischen dem Veltlin und dem Flachlande der Lombardei herzustellen. Man überzeugte sich, daß eine solche Straße, einmal hergestellt, sich mit der über den Splügen vereinigen lassen, und, indem sie das Veltlin durchziehe, auch eine unmittelbare Verbindung zwischen Mailand und Tyrol bemerkstelligen würde.

Der Entwurf zu diesem neuen Unternehmen begegnete manchen Schwierigkeiten; abgesehen von andern Bedingungen sollte sie durchaus auf österreichischem Grund und Boden bleiben. Zu Erreichung dieses Zweckes war es nothwendig, den Gebirgskamm von Stils zu durchschneiden, wodurch die Straße auf eine Höhe geführt wurde, den keine andere bisher erreicht hat, nämlich 8600 Fuß über das Meer oder 800 über die Gränze des ewigen Schnee's.

Die neue Straße beginnt bei der Brücke von Lecco und führt von hier am östlichen Ufer des Comersee's hin in's Veltlin und bis nach Worms. Hier fängt sie an zu steigen und bei den Mineralbädern oberhalb dieser Stadt ist man bereits in der Bergregion. Die Straße geht nun immer weiter bergauf und zwar theils in mehreren Windungen um große Steigung zu vermeiden, und erreicht dann eine Stelle welche der Einriß heißt. Zu beiden Seiten erheben sich hohe und steile, oft weit in's Thal vorspringende Felsen, über welche der von den höhern Bergen sich losreißende Schnee in ungeheuern Massen herabstürzt. Um die Straße hier vorbeiführen zu können, hat man diese Felsen sprengen, und gemauerte Gallerien errichten müssen, welche nunmehr als Lawinen-Ableiter dienen, indem der Schnee über dieselben hinwegrollt. Andere Gallerien sind durch die Felsen gehauen, so daß oft an sechs solcher Durchfahrten beiderlei Art auf einander folgen und die gewölbte Straße im Ganzen eine Länge von mehr als 2000 Fuß hat. In manchen Stellen hat man dadurch Lawinen-Ableiter geschaffen, daß man den Felsen, wo es seine Beschaffenheit, erlaubte oben

in Form eines herrüberragenden Bogens stehen ließ und nur soviel unten wegsprengte als für den Raum der Straße nöthig war.

Auf diese Stelle, welche ganz gemächlich und gleichförmig aufsteigt, gelangt man, an mehreren Hütten der Schneewegräumer vorbei, und durch nicht minder merkwürdige Derter geführt zum Paß von Santa Maria wo ein Post- und auch ein Mauthhaus steht. — Von hier steigt die Straße noch ungefähr 1000 Fuß, bis sie das Stilsfer-Joch, die höchste Stelle des Passes, erreicht.

Zur Linken des Weges befinden sich hier die dreifachen Gränzen zwischen Veltlin, der Schweiz und Tirol. Das Stilsfer Joch liegt 8663 Fuß über dem Meere. Die berühmten Straßen über den St. Bernhard und Gotthard erreichen diese Höhe nicht. Der Abgrund, welchen von hier aus das Stilsfer-Thal darbietet, erscheint so groß, daß man es für unmöglich halten würde, hier hinabzukommen, wenn man nicht zu gleicher Zeit die Fortsetzung der Straße erblickte, die sich auf der linken Seite in einer Menge Windungen hinunterdreht. Zwei und zwanzig solcher Windungen muß man beinahe ununterbrochen hinter einander zurücklegen, bevor man zu einem kleinen Stücke Wald gelangt, in welchem die Straße ihr Ende zu erreichen scheint. Nächst jenem Gehölz passirt man noch ein zweites, und gelangt dann endlich in das Dorf Trafoi, das erste, welches man von Worms bis zu dieser Stelle antrifft. Bei dem Dorfe Schmelz (5755 Fuß tiefer als das Joch) endigt das Absteigen der Straße. Sie zieht sich nun auf der Ebene nach Mals, und vereinigt sich dort mit der Poststraße, welche von Innsbruck nach Bozen führt. — Die Postschlitten brauchen von Mals nach Bormio 10 Stunden.

Die Herzoginn von Parma, Maria Louisa, passirte diese Straße im Oktober 1826 mit einem Gefolge von mehreren vier-, sechs- bis acht-spännigen Schlitten, fast immer, und selbst bei den kürzesten Biegungen im Trabe.

Es ist hier nicht der Ort, die vielseitige Wichtigkeit dieser Straße auseinander zu setzen; aber das kann man behaupten, daß sie eine der kühnsten Unternehmungen unserer Zeit ist und in Hinsicht auf Brauchbarkeit, Sicherheit und Bequemlichkeit vor allen ähnlichen Bauwerken den Vorzug behauptet.

Die Geburtstagfeier.

Ein Paar Eheleute hatten schon einige Jahre in der besten Eintracht mit einander gelebt, als es dem Zufalle einfiel, diese Glückseligkeit wo nicht zu zerstören, doch zu unterbrechen. Der Geburtstag des Mannes gab die traurige Gelegenheit zu diesem Friedensbruche. Die Frau hatte Krammetsvögel zum Braten erwählt, weil sie wußte, daß ihr Mann sie gern aß. Wie diese auf den Tisch kamen und der Mann den ersten aß, sagte er: „Mein Kind! da hast du dich lassen betrügen; — dieß sind keine Krammetsvögel, sondern Spazzen.“ „Nein, mein Schatz, antwortete die Frau, es sind wirklich Krammetsvögel.“ „Meinen Geschmack sollst du mir doch nicht abstreiten,“ erwiderte der Mann; „ich schmecke ja, das es Spazzen sind.“ Und du mir mein Gesicht auch nicht,“ sagte die Frau; „ich habe sie in den Federn gesehen, und weiß, daß es Krammetsvögel sind.“ Dieser Streit dauerte so lange, bis endlich der Mann in Eifer gerieth und seiner Frau ein paar Ohrfeigen gab. Sie fieng hierauf an, bitterlich zu weinen, und nun gab der Mann sich alle ersinnliche Mühe, sie zu besänftigen und seine Hitze zu entschuldigen. Der Friede ward auch wieder hergestellt, und die Vögel wurden ohne weitere Untersuchung verzerrt. Von der Sache ward weiter nicht geredet, und die Eheleute lebten so vergnügt wie zuvor. Wie in dem folgenden Jahre der Geburtstag des Mannes einfiel, ließ die Frau eine Gans braten, und wie sie aufgetragen ward, gab der böse Geist der Frau ein zu sagen: „dieses wirst du doch wohl für eine Gans und nicht für eine Ente erkennen?“ „Nein“ antwortete der Mann, „ich sehe ja, daß es eine Gans

ist.“ „Dieß ist mir auch lieb, versetzte die Frau, und ich werde mich auch wohl hüten, dir jemals wieder Krammetsvögel vorzusetzen, worüber ich voriges Jahr unschuldigerweise Ohrfeigen von dir bekam.“ „Was? unschuldigerweise?“ sagte der Mann; „du hattest sie mit deinem unvernünftigen Widersprechen wohl verdient, denn es waren doch nichts weiters als Spazzen.“ „Nein, es waren Krammetsvögel,“ sagte die Frau. Hier erneuerte sich alsdann der Streit über die Krammetsvögel und Spazzen, und endigte sich, wie im vorigen Jahr, mit Ohrfeigen und Abbitten. Nachher lebten beide Eheleute in dem besten Verständnisse, welches nichts unterbrach als der fatale Geburtstag des Mannes, denn alsdann brachte die Frau jedesmal die Geschichte von den Vögeln auf das Tappet, und bekam auch, so lange sie lebte, an diesem Tage jedesmal Ohrfeigen.

Schädlichkeit des Kohlendampfes.

Vor Kurzem ereignete sich in Mainz der traurige Fall, daß zwei Handelslehrlinge, als sie Abends auf ihr Zimmer giengen, eine Pfanne mit Holzkohlen mit nahmen, um sich daran zu erwärmen. Am andern Morgen erschienen sie nicht zu der gewöhnlichen Stunde des Aufstehens, und als der Prinzipal das Zimmer öffnen ließ, fand er den einen todt und den andern dem Tode nahe. Bei letzterm ist jedoch Hoffnung zu seiner Rettung vorhanden. Beide junge Leute sind vom Lande und ohnstreitig hat Unwissenheit zu diesem gefährlichen Verfahren sie verleitet, wo von sie schon ein zweckmäßiger Schul-Unterricht hätte abhalten und warnen sollen.



Gefechte bei Nertb, im Jahr 1798.

Als ein Seitenstück zu dem Treffen am Morgarten i. J. 1798, das wir in diesem Kalender, Jahrgang 1837, beschrieben haben, verdient das Gefecht bei Arth angeführt zu werden.

Am Tage nach dem Vorfalle bei Morgarten, Morgens 3 Uhr, näherten sich die Franken den Schwyzern, welche Arth gegen das Zugerland hin deckten. Bei der Kapelle St. Adrian geschah der wildeste Anfall. Der Strich vom Seeufer bis zum höchsten Gipfel des Ruffberges, die Länge einer halben deutschen Meile, war von beiden Herrschaften mit einzelnen Posten besetzt. Die Franken benutzten augenblicklich jeden Vortheil, welchen ihnen der von den Schwyzern nicht zum besten für Vertheidigung gewählte Platz bot. Die Schwyzer empfanden Unordnungen; einige Scharfschützen, die, bei noch unvollkommenem Tageslicht, zu weit vorgeeilt waren, kamen zwischen zwei Feuer, und fielen sowohl durch Schwyzer- als Frankenkugeln. Ueber anderthalb Stunden währte das Gefecht ununterbrochen fort.

Die Franken wankten zuerst. Das lebhafteste Feuer der Scharfschützen erfüllte ihre Reihen mit Todten. Sie zogen sich mit aller Eile zurück. Aber die Schwyzer, zu schwach, konnten sie nicht verfolgen.

Raum war hier der letzte Schuß gefallen, als der Posten von Arth auf der Luzerner Seite bestürmt ward. Eine beträchtliche Abtheilung der 38. Halbbrigade näherte sich dem Fleken bis auf eine kleine halbe Stunde. Allzuvoreilig branten die Schwyzer auf der Höhe ihre mit Kartätschen geladenen Kanonen ab. Augenblicklich verschwanden die Franken von der Landstraße und der Ebne; sie verloren sich in einen seitwärts gelegenen Berg-Tobel (Gebirgs-Spaltung), um von dort her die Anhöhe zu gewinnen.

Die Schwyzer auf dem Gegenrande des Tobels, in leichten Verschanzungen von Holz und Stein gestellt, konnten Anfangs diese Wendung der durch ein Wäldchen verheelten Franken nicht wahrnehmen. Sie entdeckten erst die Gefahr, als der Feind schon ziemlich weit gekommen war. Da dies die Schwyzer sahn, rannten sie in vollem Lauf die obersten Höhen zu erreichen. Doch zu spät; die Franken hatten den Vorsprung. — Andere nun wagten sich in den finstern Tobel, um da hindurch gegen die Seite

von Arth hinüber zu dringen; die übrigen endlich besetzten die untere Erhöhung am Tobel, um die übrigen, welche hinüber gehen, oder sich schon jenseits befinden würden, zu unterstützen. Zu dem Ende warfen sie eifertig kleine Schanzen von Holz und Steinen auf, oder wählten Tiefen und Felsenhänge, um sichrer laden und schießen zu können. Mancher Schütze unterhielt ein anhaltendes Feuer, aus mehreren ihm von Knaben nachgetragenen und geladenen Flinten. Die Franken schossen mit außerordentlicher Geschwindigkeit; aber ihre Kugeln hatten keine sichere Richtung. Die Schwyzer feuerten langsam; aber jeder Schuß stürzte seinen Mann.

Nachdem ein Theil der schwyzerischen Mannschaft über dem Tobel unerschrocken aufwärts gegangen war, durch den obern Wald, donnerzten sie von den Felsenhöhen auf die Franken herunter. Diese zogen sich seewärts mit großer Eile aus der Schußweite. Als dort Offiziers und Soldaten in kleinen Haufen zusammentraten, um zu berathen, was zu thun sei? nahm der Scharfschütze einer dreifache Ladung Pulvers und sprach zu seinen Gefährten: „was gilt's, ich erreiche den mittlern von jenen Hauptleuten?“ Die Entfernung war außerordentlich; man mochte nur kaum die Offiziers an ihren langen Ueberröcken von andern unterscheiden. Und der Erzielte stürzte getroffen, in der Mitte der Seinigen, zu Boden. Dieser Schuß war das Zeichen zum allgemeinen Rückzug der Franken. Sie bezogen wieder bei Oberimmensee die Allmeind, wo sie eine Art Lagers hatten.

Unvorsichtiger Gebrauch des Feuergewehrs.

In dem Dorfe Quintinie, in Frankreich, feierte man im Jahr 1839 eine Hochzeit; die Gäste waren, wie gewöhnlich, mit Flinten und Pistolen bewaffnet, um das Fest recht würdig durch Feuern zu feiern. Man schoss und trank den ganzen Tag; Abends endlich, als die meisten vom Pulverdampf geschwärzt und halb betrunken waren, schoss ein junger Mensch dicht an der Thüre in völliger Finsterniß sein Pistol noch einmal ab und gleich darauf hörte man einen herzerreißenden Schrei. Man eilte von allen Seiten herbei und brachte Licht. Da lag leblos in ihrem Blute die Braut am Boden. —

Baumstämme.

Die Baumstämme und Pflanzenstengel sind an Höhe und Stärke ungemein verschieden. Nach v. Martius giebt es eine Palme, die fünfzehn Fuß hoch wird und deren Stengel nicht dicker ist als ein Finger. Der Serapus capillaris ist nicht dicker als ein Haar, bisweilen so fein, wie Spinnweben, während der Stamm des Baobab-Baumes fast hundert Fuß im Umfange hat. Selbst Rohr und Binsen wachsen in manchen Klimaten unglaublich hoch; Dr. Walsh schnitt in Brasilien ein Rohr ab, das dort „Gras des Dickichts“ genannt wird und neunzig Fuß lang, außerordentlich glatt, scharf zugespitzt und nicht schwerer war als eine gewöhnliche Peitsche. In dem dunkeln Schatten der tropischen Wälder wächst eine Binse, die nicht dicker ist als eine Federspule und doch über die höchsten Bäume der Wälder hinwegragt. Die „Cogne“ in China flechtet das Holz in einer Ausdehnung von 600 Fuß zusammen.

Wirths Politik.

Windlingen im Aperellen.

Hochzuverehrender Herr Vetter Gevatter Löffelstiel!

Eueren werthen Brief hab ich ganz richtig erhalten und daraus ersehen, daß es Euch eben nicht wohl geht. Und das thut mir für Euch hin besonders leid und weh. Denn wenn Einer traurig ist, so kann einer nicht auch recht fröhlich sein. Aber Ihr müßet Euch aufraffen und denken, es kann dem Wirth zur blauen Backeigen auch noch wider's Wetter laufen und Euch freuen. Es thut mich nur schmerzen, daß ich mit meinem guten

Rath zu spath komm und es nicht früher gewußt hab.

Loset, aber nur zu Euch sei's gesagt, der gegenwärtig Krieg hat mir und meinem Brüder schon schwer Geld eintrahit. Ihr wüßt, ich bin der Wirth zum guldenen Fuchs und mein Brüder ist Wirth zum guldenen Fähnli und haben seit Jahren alles theil und gemein. Sobald dieser Krieg ausgebrochen ist, reden wir ab mit einander wie wir's wollen machen. Ich sag: Brüder, los auf mein Wort, denn ich bin älter weder du und eefahren in allen Theilen. Ich kenn das Geld von der Schilteduble bis zum Pfennig — weiß wie ma der Wein in das Faß einen thut und weiß wie man wieder außen lot. Darum höre auf meine Lefzen und veracht nicht die Red meines Munds. Hör einmal, Brüder, sag ich, wir hand's mit beden Theilen. Bis du ein Höhgler, und ich will ein Schwänzler sein. Oder willst du lieber meins sein, so will ich deins sein. Wir sind wieder eins worden und er nimmt's Erst und ich nimm's Zweit. Aber das Liecht hasset die Finsternuß und die Finsternuß das Liecht, sag ich zu meinem Brüder, wir münd einand übel an werden. Wir sind wieder Eins worden. Er haßt mich und ich haß ihn, öffentlich, und wir sind wie's Feuer und's Wasser. Er kommt einmal zu mir ins Wirthshaus, als die Stuben schon recht voll war und verthädiget die Höhgler. Ich nimm ihn beim Kragen und stoß ihn zum Hause aus. Ihr merket wol worum wir das than haben. Darob haben die Schwänzler so ein Respekt überkommen vor mir, daß sie mich an der gleichen Nacht, der Morgen um drü, noch zum Präsident gmacht hand von ihrer Par-

thet. Ein ander Mal geh ich zu ihm und er macht's mir präzis auch derweg. Ich muß mich davon zäpfen, was gibst, was habst. Jez hat er viel Leut und ich hab viel Leut, und so kann man einand dienen in der Welt, in brüderlicher Liebe und Eintracht. Wol und freilich könnten Ihr sagen wir wären nährisch. Aber so lang Ein die Narrheit Deppis eintritt, thut's es noch wol und geht an. In allen Revolutionen sind wir auf die Manier am besten duren kommen, und haben Deppis können erhausen.

Gleich hab ich bei meiner Arbeit schon mängen Tropfen Schweiß geschwitz. Aber das ist ja ganz schrifftmäzig. Die lest Revolution hat mich besondern zu thun geben, als mein Bruder auch in Krieg, und ich beed Wirthschaften allein muß versehen. Aber es ist gleich gut gangen. Im unteren Wirthshaus war ich ein einfahmer Aristokrat und im oberen ein einfahmer Paderiot. Im Hinterstübl bin ich aber dann ein Schützenmiliß gewest. Zum Aristokraten hab ich gesagt: „Es ist den Buren nur um's Geld,“ und den Paderioten sag ich: „Es ist den Herren nur um's Geld.“ Bei den Schützenmiliß hab ich fast all Mol nur gwüest und geschneuzt. Aber wenn's jez wieder asen ein Krieg gäbe, müßt ich mänge Zeitig, wo ich dozmal im oberen Wirthshaus hab können brauchen, in's unter aben thun. Und viel Leut aus dem oberen Wirthshaus thäten im unteren einkehren.

Jez hab ich meine einfältigen Gedanken Euch offeriert und wünsch nur, weil wir weit von einander sind, Ihr könntet's auch auf die Fason einrichten.

In herzlichem, christl. Liebe grüßt Euch

Euer Gevatter Mausfallen.

Eine Scene aus einer Fußreise über die Cordilleren.

„Wir machten uns sehr frühe auf den Weg; schreibt Lieutenant Brand's in seiner Reisebeschreibung durch Peru; der Morgen war schön und wir entschlossen uns, aus Furcht, das Wetter möchte sich ändern, so schnell wie möglich vorwärts zu eilen. Der Weg ward bald so abschüssig, daß wir meistentheils laufen mußten. In drei Stunden kamen wir zu der Cuesta de Concual. Es ist dieß ein schrecklicher Abhang, welcher in einer furchtbaren Tiefe bis zu einem ziemlich breiten Flusse sich hinabzieht, der eine kleine Strecke davon etwas zur Rechten hinfließt. Es war schrecklich hinunter zu sehen, und ich sage weniger als alle, die ich darum befragt, wenn ich den geraden Absturz auf 11 bis 1200 Fuß Tiefe ansehe. Er war überall so steil und der harte Schnee so glatt, daß man durchaus nicht darauf Fuß fassen konnte. Hier hinabzukommen hätte ich durchaus für eine Unmöglichkeit gehalten, hätte ich nicht folgenden Austritt mit angesehen und selbst mitgemacht. Am Rande des Abgrundes angelangt, blieb ich bestürzt stehen und dachte nicht, daß man auch nur einen Versuch machen werde; da fingen die Führer an, unser Gepäck den Berg hinunter zu werfen, das mit Blitzesschnelle hinabflog. Unsere Betten fielen in den Fluß, und waren bald aus dem Gesichte. Hierauf legten sich die Leute auf den Rücken, streckten Arme und Beine aus, und flogen zu meinem Entsetzen einer nach dem andern blitzschnell hinunter, behielten aber dabei so viel Gewalt über sich, daß sie den Fluß vermieden. Einer schlug sogar mehrere Male über und rollte dann wie ein Ballen hinunter, ohne sich im geringsten zu beschädigen.

Diese Art zu reisen stand mir gar nicht an, und ich wartete erst, bis ich sah, was mein Reisegefährte thun würde. Er trat an den Rand, machte erst ein Loch in den Schnee, in das er die Ferse setzte, stieß dann seinen Stock bis zur Hälfte ein, so daß er sich darauf stützen konnte, und ließ dann etwas hinabgleiten, worauf er ein anderes Loch grub. Auf diese Weise kam er den steilsten Theil hinunter, ließ dann los, und glitt sitzend vollends hinunter. — Eben so ich.

Bad Fideris.



Dorf und Bad St. Bernhardin.



Sideris. In einer von dem Raschitzscherbache durchbrauseten Schlucht liegt das Bad Sideris, $\frac{3}{4}$ Stunden vom Dorfe gleichen Namens entfernt, im Hochgericht Kastels, des Zehngerichtsbundes, im Kanton Graubünden. Die Lage dieses Bades ist wild. Felsen, Alpen, Wälder umschließen es. Ein tobender Bach füllt beinahe den ganzen Grund der Schlucht. Die beiden großen Badgebäude stehen auf einem etwas geebneten Abhange.

Quellen sind vier oder fünf. Am wichtigsten sind zwei Sauerbrunnen. Dem obern Sauerbrunnen verdankt das Bad am meisten seinen Ruf. Er befindet sich vor einem hölzernen Hause, dessen oberer Saal und Gallerie bei übelm Wetter den Wassertrinkern zugleich Obdach und Raum zur Bewegung gewähren. Die untere Quelle, welche man zum Baden benutzt ist mit Brettern umfaßt und mit einem Pumpwerk versehen, durch welches das Wasser in den großen Wärmekessel gehoben wird.

Medizinische Eigenschaften und Wirkungen. Der obere Sauerbrunnen befördert in einem hohen Grade den Appetit und die Verdauung. Anfänglich wirkt es verstopfend, aber urintreibend, verursacht nach einigen Tagen Kopfschmerzen, Mattigkeit, Schwere in den Gliedern, Schläfrigkeit und leichte Fieberanfalle. Doch verlieren sich diese Anfälle sehr bald, gewöhnlich mit eintretender freier Leiberöffnung. Dagegen verspürt man immer eine gewisse Reizbarkeit, verbunden mit Mattigkeit und Neigung zum Schweiß, so lange man das Wasser in steigender Quantität trinkt. Später treten dann Munterkeit und große Erleichterung ein.

In den besondern Krankheitsformen wird das Wasser empfohlen: bei Fehlern des Magens; bei Verschleimungen; bei Krankheiten der Leber, der Milz und anderer Organe des Unterleibes, besonders bei Erschlaffung und Trägheit ihrer Verrichtung; bei Krankheiten des Harnsystems; bei Erschlaffung des Gefäßsystems; bei Mangel an Muskelkraft und erhöhter Sensibilität.

Nachtheilig wirkt die Kur bei Blutflüssen, Neigung zum Schlagfluß, Herzfehlern, bei eiteriger und knotiger Lungenlucht.

Gebrauch der Kur. Morgens, gewöhnlich um fünf Uhr, versammeln sich die Trinker beim obern Sauerbrunnen. Man beginnt mit drei oder vier Gläsern und steigt bis auf zwölf oder sechzehn. Bis zur Beendigung der Kur, die zwei oder drei Wochen dauert, bricht man sodann wieder ab. Brustkranke thun wohl das Wasser mit Milch zu vermischen. Um 7 Uhr genießt man eine Suppe.

Gegen 9 oder 10 Uhr nimmt man ein Bad, verweilt anfangs nur eine halbe Stunde und nach und nach bis auf zwei Stunden darinn. Gegen 3 Uhr Nachmittags trinkt man abermals und badet sodann. Der Abend wird durch mannigfache gesellschaftliche Vergnügungen ausgefüllt.

St. Bernhardin. Das kleine Dorf dieses Namens liegt auf der Südseite des Bernhardinberges 5010 Fuß über dem Meer, im Kanton Graubünden, in einer Vertiefung, $1\frac{1}{2}$ Stunden unter dem höchsten Punkte des Uebergangs, der sich bis auf 6430 Fuß über das Meer erhebt, und über welchen eine fahrbare Handelsstraße von Chur nach Bellinzona geht. Von ersterer Stadt ist

es 14 $\frac{1}{2}$ Stunden entfernt und von letzterer 9 Stunden.

Das Klima ist, der Höhe des Orts wegen, kalt, doch viel milder, als wäre es gegen Norden gelegen. Die Luft ist äußerst rein und gesund. Die Heilquelle, welche schon seit mehreren Jahrhunderten bekannt ist, entspringt nahe an der Straße, ungefähr 300 Fuß von dem Badhause, unter einem Dache.

Beim Anfange der Kur trinkt man nur zwei Gläser, und nachher alle Tage ein Glas mehr bis auf sechs oder acht Gläser, mit denen man bis gegen das Ende der Kur fort fährt und dann die Zahl wieder allmählig vermindert. Zum Baden gebraucht man dieses Wasser selten.

Die Wirkung des Wassers von St. Bernhardin ist auflösend, stärkend, selbst berauschend, jedoch ohne zu erhitzen.

Der Gebrauch des Wassers ist wirksam bei Verstopfungen, Verschleimungen, Säurebildung, Schärfe der Säfte, Wässerigkeit des Bluts, Schwäche der verschiedenen Systeme und Organe. — In den letzten Jahren ist dieser Kurort, zu welchem man von allen Seiten mit Kutschen gelangen kann, sehr in Aufnahme gekommen.

Die Umgebungen von St. Bernhardin sind wild und ziemlich einförmig. Aber schon eine Stunde unterhalb gewinnt das Misoxerthal einen sehr malerischen Charakter, am meisten bei den weitläufigen Ruinen des 1521 zerstörten Schlosses Misox.

Glasweberei.

Schon lange, schreibt man aus Paris, ward die Seide in allen möglichen Farben und Zeichnungen zur Verzierung von Prachtzimmern angewandt. Es bedurfte

daher eines noch glänzenderen Stoffes, um mit ihr zu wetteifern; da versiel man auf das Kristallglas. Dasselbe in den reinsten und glänzendsten Farben in feine und biegsame Fäden verwandelt, hat Stoffe gebildet, deren Glanz von Gold und Silber nicht übertroffen wird. Die darüber verwunderte Mode brachte sie in die aus gesuchtesten Prunksäle der Hauptstadt Frankreichs; hier breiten sie sich zu blumigten Verkleidungen aus und wenn die nächtliche Beleuchtung sich in denselben spiegelt glaubt man in Feenwäldern zu sein. Es ist sonach diese Anwendung des Glases wirklich eine überraschende Neuerung. Immer glaubte man bisher, daß die Anwendung des gesponnenen Glases im Großen nicht möglich sei; nachdem aber ein Pariser Fabrikant schon längere Zeit mehr als hundert Webstühle mit diesem Artikel beschäftigt, dürfte hierüber kein Zweifel mehr obwalten.

Man ist gegenwärtig im Stande das Glas so fein zu ziehen wie ein Seidenfaden. Man schmilzt dazu einen Glasstab in der Mitte in der Flamme eines Lethrohrs. Ein Theil wird dann an ein kleines Rad befestigt, das man schnell umdreht, und so wird das Glas an der andern Seite des Stabes, der noch immer in der Flamme liegt, ausgezogen. Auf diese Weise hat man Glasröhren von der Dünne eines Seidenfadens gezogen und dann Flüssigkeiten hindurch laufen lassen.

Dem Gastwirthe Hugo.

Wirth Hugo mische deinem Wein,
Der uns durch Farb und Blut besticht,
Nichts schädliches im Keller ein:
Bestiehl uns, nur vergift' uns nicht!

Das unverbrennbare Haus.

Es gibt in der Dorsetstraße, in London, ein kleines, aus einem Unter- und Oberstock bestehendes Haus, das an ein größeres angebaut ist und dessen ganzes Innere (vorzüglich Decken, Fußböden, Treppen, wie überhaupt alle Gegenstände von Holz) mit einem Mörtel oder Firniß bedeckt ist, der es unverbrennbar macht. Erfinder dieser Vorkehrung sind die Herren Davies und Witte. Ihre Komposition hat eine gewisse Ähnlichkeit mit hellgrauem Wasserkalk. Sie läßt sich mit Leichtigkeit auftragen, trocknet bald und wird sehr hart, erleidet durch Temperatur-Veränderung weder Ausdehnung noch Zusammenziehung und bewahrt unausgesetzt ihre festhaltende Eigenschaft. Ist sie getrocknet, so kann man sie schön polieren, indem sie zugleich jede Farbe annimmt, die man ihr zu geben für gut erachtet.

Das Zimmer im Erdgeschosß des ange deuteten Hauses ward mit gewöhnlichen Möbeln versehen, um zu beweisen, daß alles darin befindliche verbrennen könne, ohne daß das Haus selbst Schaden leide. Im obern Zimmer wurde der Fußboden mit sehr trockenen Hobelspänen und dünnen Holzschaltern bedeckt, die, angezündet, mit großer Schnelligkeit brannten. Als das Feuer erloschen und die davon herrührende Asche bei Seite geschafft war, überzeugte man sich, daß obgleich das ganze Gemach von den Flammen angefüllt gewesen, weder der Fußboden, noch Wände und Decke im mindesten davon angegriffen worden.

Man stellte sodann einen ähnlichen Versuch im untern Zimmer an, worinn sich ein Bett, ein halbes Dzd. Stühle, mehrere Tische zc. befanden. Der Boden

wurde 16 Zoll hoch mit Hobelspänen bedeckt, über die man eine Menge Latten, dünne Bretter und andere leicht feuerfangende Sachen warf.

In einem Augenblick stand alles in hellen Flammen; da man die Fenster offen gelassen, vermehrte der ziemlich stark wehende Wind des Feuers Hestigkeit im höchsten Grade. Es schlug weit zu den Fenstern hinaus und war die recht eigentliche Versinnlichung dessen, was man in London eine „entsetzliche Feuerbrunst“ nennt. Als alles im Zimmer befindlich gewesene gänzlich verbrannt war, überzeugten sich die zahlreichen Zuschauer zu ihrem größten Erstaunen, daß weder das Erdgeschosß, noch das obere Stockwerk an und für sich selbst den geringsten Schaden gelitten hatten. Man hat einen durchaus gleichartigen Versuch in allen Theilen des Hauses angestellt, man hat sogar, als das Feuer am stärksten wüthete, noch eine Menge Holz hineingeworfen, wovon nichts übrig geblieben ist. Als es verbrannt war, sah man, daß Stuben, Kammern, Flur zc. unverfehrt geblieben, aber durch die darinn herrschende Wärme einem zu stark geheizten Ofen nicht unähnlich waren.

Um sich endlich ganz zu überzeugen, ob während dem so heftigen Brande nicht irgend eine Spalte sich gebildet, wodurch das Feuer ins Innere, zwischen die Decke und dem obern Fußboden, hätte dringen können, hatte man hie und da kleine Päckchen Pulver verstreut, die man indeß so wieder gefunden, wie man sie hineingesteckt.

Das ganze Haus wurde, sobald man es betreten konnte, mit der größten Aufmerksamkeit durchforscht. Nichts hatte darinn gelitten und der Firniß befand sich

noch in seinem ursprünglichen Zustande. Des Mittels Wirksamkeit scheint mithin unbestreitbar. Es ist überdem so wenig kostspielig, daß die Feuerfestmachung eines ganzen aus zehn Gemächern bestehenden Hauses höchstens 230 fl. rhein. kosten würde.

Strenge Mannszucht.

Im Laufe des siebenjährigen Krieges ritt Friedrich der Große eines Morgens aus, die Lagerposten zu besichtigen. In der Reihe der Schildwachen traf er auch einen jungen Krieger, der auf seinem Posten gleichmüthig hin und her gieng und dem nahenden Könige ziemlich gelassen die militärischen Ehrbezeugungen machte. Warum — fragte der Monarch im Laufe des Gesprächs, das er nach seiner Gewohnheit begonnen hatte — warum rauchst du bei der kühlen Morgenluft nicht ein Pfeifchen?

Soldat. Das darf ich nicht.

Friedr. Warum nicht?

Soldat. Mein Hauptmann hat mir's verboten.

Friedr. Rauche, Ich erlaube es.

Soldat. Ne, das thue ich doch nicht; er mag sagen, was er will.

Friedr. Kennst du mich denn?

Soldat. Freilich. Er ist der König.

Friedr. Also? Zünd nun deine Pfeife an!

Soldat. (Kopfschüttelnd) Ne, das laß ich bleiben, denn wenn es der Hauptmann erführe, so würde es uns allen beiden schlecht ergehen!

Lachend ritt der König weiter.

Der Deckmantel.

Einer saß im Wirthshause, zechte wacker darauf los; da es aber zur Zah-

lung kam, und der Wirth die Zeche machte, sprach er: Herr Wirth, ich habe jetzt kein Geld bei mir, ich bitte, borg er mir bis morgen. Der Wirth sagte: Ja, aber ich bitte, sagen Sie mir Ihren Namen. Der Gast sagte ihm seinen Namen und der Wirth schrieb ihn vor aller Leute Augen an eine Tafel und sprach: Sie werden ungerne sehen, daß man Ihren Namen so öffentlich vor Augen sehe, deswegen bitte ich, geben Sie mir Ihren Mantel, daß ich den Namen bedecken kann.

Der fortlaufende Lohn.

Ein Kammerdiener sagte zu seinem Herrn: „Ich sehe mich gezwungen, Sie zu verlassen, weil Sie mir meinen Lohn nicht ausbezahlen. Ich diene Ihnen schon etliche Jahre, und habe noch nichts von Ihnen erhalten.“ Sein Herr antwortete ihm: „Ihr habt Unrecht, euch zu beklagen. Es ist wahr, ich bin euch schuldig; allein ihr müßt denken, daß euer Lohn immer fortläuft.“ — „Das ist es eben,“ versetzte der Diener, er läuft so sehr, daß ich ihn nie einholen kann.

Naives Geständniß.

Vor kurzem schickte ein Handwerker in Amerika seinen Burschen zu einem Kunden, um das Geld für eine eben fällig gewordene Anweisung einzucassiren zu lassen. Der Bursche war anfangs sehr höflich, da er aber nicht gleich Geld erhielt, wurde er immer dringender, bis endlich der Gemahnte sagte: „nun, es wird nicht so eilig sein, ich gehe nicht durch.“ — „Das glaube ich wohl“ antwortete der Bursch, „aber mein Herr will durchgehen und braucht das Geld dazu.“

Ein erschossener, gehenkter, ersäufter und doch am Leben gebliebener Soldat.

Während des ersten spanischen Krieges fiel der Commandant Monet vom Stabe des Marschalls Soult mit einem Detaschement, das er befehligte, einer Guerilla in die Hände, welche die Franzosen in mehrere Glieder aufstellen ließ und auf sie schoß wie auf ein Rudel Hirsche. Alle stürzten und die Guerilleros entfernten sich in dem Glauben, daß keiner dem Tode entgangen sei, kaum aber waren die Feinde aus dem Gesichte, da kroch der Commandant Monet unter den Todten hervor, da er nicht die geringste Verletzung erhalten hatte. Gegen Abend hatte er einen französischen Posten erreicht. Einige Zeit darauf hatte der unverwundbare Commandant noch einmal das Unglück, von einer Guerilla gefangen genommen zu werden. Diesmal zog man ihn nackt aus und hieng ihn an einen Baum. Es kam jedoch noch zu rechter Zeit ein Detaschement französischer Cavallerie dazu, das die Spanier in die Flucht trieb und den Herrn Monet abschnitt, der bald wieder zu sich kam. Als er zum drittenmale gefangen wurde, fiel er zum Unglücke derselben Guerilla in die Hände, welche ihn schon einmal erschossen zu haben glaubte. Das Erstaunen der Spanier war sehr groß, denn sie erkannten ihn vollkommen, erstlich an den Zeichen seines Ranges und sodann an seinem breiten Gesichte und seiner herculischen Gestalt; auch dachten sie ihm, nachdem sie ihn wie gewöhnlich ausgezogen hatten, eine Todesart zu, die ihrer Meinung nach sie für immer von seinem Säbel befreien mußte, den mehr als ein Spanier genau kennen gelernt hatte. Sie banden ihm die Hände und die Füße, die erstern auf den Rücken und warfen ihn so in einen breiten Fluß, der in der Nähe strömte. Der Commandant Monet kam natürlich, nachdem er den Boden berührt hatte, an die Oberfläche des Wassers wieder herauf, wenn auch von seinem Falle ganz betäubt. Er ließ sich von dem Strome mit fortreiben, blieb unbeweglich wie eine Leiche, beobachtete aber seine Mörder, die am Ufer standen und sich seines Todes zu vergewissern suchten. So schwamm er lange hin. Als er ganz aus dem Gesichte der Guerilleros war, versuchte er seine Hände frei zu machen; dies dauerte lange und war schwie-

rig, da er aber sehr stark war, so zerriß er endlich seine Bande, gelangte an das Ufer und befand sich bald darauf wieder unter seinen Waffengefährten, denen er lächelnd dieses dritte Abenteuer erzählte, aus dem jeder schloß, daß er gar nicht todt zu machen sei.

Lord Eldin und der Gerichtshof.

Ein jüngerer Rath an dem schottischen obersten Gerichtshofe erlaubte sich einmal die Aeußerung: »er wundere sich sehr über das eben gesprochene Urtheil.« In dieser Aeußerung sah man eine verächtliche Behandlung des Gerichtshofes und der Sünder wurde den nächsten Tag vor denselben beschieden. Er fürchtete die Folgen und fragte seinen Freund, John Clerk (nachmals Lord Eldin) um Rath, der ihm sagte, er möge nur ganz ruhig sein, da er ihn schon vertheidigen werde. Als der Schuldige erschien, stand Clerk auf und sagte ganz ruhig: »es thut mir leid, daß mein junger Freund sich so weit vergessen hat um den ehrenwerthen Gerichtshof mit Verachtung zu behandeln; es reut ihn sehr und ich hoffe, Sie werden sein Vergehen seiner Unwissenheit zuschreiben. Darin liegt die Ursache, denn er sagte, er wundere sich über das gesprochene Urtheil. Wäre er nicht ganz unbekannt mit dem, was hier vorgehet, kannte er Sie nur halb so gut als ich, so würde er sich über gar nichts wundern, was hier vorkommt.«

Der reiche Engländer.

Das Privatvermögen des jetzigen Arfwright, dessen Vater für die Vervollkommnung des Maschinen- und Fabrikwesens so viel that, hat sich allmählig so hoch gesteigert, daß er, den Fürsten Esterhazy ausgenommen, der reichste Mann in Europa ist. Vor einigen Jahren hatte er seine Kinder sämmtlich zum Frühstück bei sich in Wyllsley Castle. Sie waren ihrer zehn und jedes fand in der Serviette an seinem Plaze eine Zehntausendpfund-Banknote (120,000 fl.), die er jedem als kleines Weihnachtsgeschenk gab. Seit dieser Zeit hat er dieses Geschenk auf ähnliche Weise noch zweimal wiederholt, indem er jedesmal 100,000 Pf. St. (1,200,000 fl.) unter seine Kinder vertheilte.

Lustige Historien und scherzhafte Einfälle.

Eine Fürstin hatte ein wunderschönes Vögelchen. Es war dabei so zahm, daß es allerwärts frei umher flog, und auf den ersten Ruf zu seiner Gebieterin zurückkehrte. Einst war große Tafel, und der Vogel flatterte umher. Er setzte sich auf den Rand einer Schüssel, und o weh! ließ etwas hinein fallen, das nicht zu den Gewürzen gehört. Das hatte indessen nichts zu bedeuten; man räumte es behutsam weg, und die Brühe schmeckte darum nicht schlechter. Ein im Dienste grau gewordener Bedienter ergrimmte darüber. „Was das Best für Freiheiten hat! rief er aus. Wenn ein alter Diener sich so etwas herausnehmen wollte, ob es ihm auch so ungestraft hingienge?“

Ein in seiner Profession unerfahrener Metzger in B. sollte bei einem Bauern ein Schwein schlachten, statt aber das selbe gehörig zu schlagen traf er es nur so stark, daß es des längern Wartens überdrüssig wurde und Reißaus nahm. In größter Eil ward nun dem Thiere, das schnell verschwunden war, nachgezogen und ängstlich jeder Begegnende gefragt, ob er kein todtes Schwein habe daherrennen sehen.

Ein Ireländer wollte einem andern eine offenbare Lüge als Thatsache glaublich machen. „Du spakest,“ sagte der Hörer. — „Gewiß nicht, so wahr ich ein Christ bin.“ — „Willst Du wetten?“ — „Nein, wetten mag ich nicht, aber beschwören will ich es.“

Ein Franzose wollte in einer Apotheke Gift gegen Ungeziefer in seinen Kleidern kaufen, er wußte sich nicht gehörig auszudrücken auf Deutsch. Da nun der Apotheker glaubte, er wünschte etwas wieder die Flöhe, sagte der Franzose: „Monsieur, geb sie mir was nicht für die Hopf Hopf, was für die langsam marschier.“

Ein Engländer, der den Bau des berühmten Dampfschiffes „Great Western“ rühmen wollte, sagte: „die Maschine wird ewig halten und dann kann sie noch als altes Eisen verkauft werden.“

„Bist du schuldig oder nicht?“ fragte der Aktuar eines Gerichts in Dublin vor kurzem einen Gefangenen. — „Nun, ich denke Sie sind da, um das herauszufinden,“ antwortete der Gefangene.

Ein Jude verkaufte einem andern ein Pferd, und stand im Contract dafür ein, daß das Thier keinen Fehler habe.

Ein paar Tage nachher kam der Käufer zu jenem und sagte: „Freund, der Kauf gilt nicht, das Pferd hat einen großen Fehler, es ist an einem Auge blind?“ — „Ey, sagte der Verkäufer, wie könnt Ihr das einen Fehler nennen? Das ist ja ein Unglück.“

A. besuchte seinen Freund B., der auf dem Todsbette lag, aber nicht gern vom Sterben hören mochte. „Du wirst halt in's Gras beißen müssen“ sagte A. — „Mergerlich, erwiederte B.: „Und du i d' Streui.“